

Liebe Leserinnen und Leser,

Heft 2/2022 nähert sich mit seinen Beiträgen der Frage, welche Rolle die Theorie in der Psychoanalyse spielt. Vorab beispielhaft – passend zur momentanen Lage der Welt – ein Stück spekulativer Theorie André Greens, mit der er sein grundlegendes Buch zur Theorie des Narzissmus beschließt:

Die Herausforderung, die dem Menschen der Moderne gestellt ist, liegt wohl darin, dass er nur noch auf sich selbst zählen kann, seit die Götter den Himmel verlassen haben. In seinen Reflexionen über Leben und Tod knüpfte Freud an die Moral der Stoiker an. Heute ist es vermutlich nicht mehr damit getan, sich gelassen auf die Eventualität des Todes vorzubereiten. Man muss darüber hinaus versuchen, die Versuchung abzuwehren, sich ihm kollektiv hinzugeben, wenn er den Planeten mit irreparabler Verwüstung überzieht. (Green, 2004, S. 292)

Mit diesen Sätzen endet sein Nachwort zu *Narzissmus des Lebens, Narzissmus des Todes*. Seine Überlegungen gelten dann weiter der unausrottbaren Unsterblichkeitsphantasie des Menschen, mit der dieser dem Tod entgegentritt, seine Kriege rechtfertigt, seine Lebensgrundlagen vernichtet, seine Ideale verteidigt, weil er sich eben doch für unsterblich hält. Nur der Tod beende diese narzisstische Überzeugung – so Green.

Wenn diese ewige Phantasie vom ewigen Leben nicht mehr durch religiöse Rituale, Feste und Gedenktage kollektiv gefasst und mit den unsterblichen Göttern verbunden ist, werde sie, »des Bindemittels der Gemeinschaft beraubt, vernachlässigt wie ein Grab, um das sich niemand mehr kümmert« (ebd.). Die Unsterblichkeitsphantasie ist dann reduziert auf einen individuellen Spleen, wird zur Privatreligion, und im Kollektiv erscheint an ihrer Statt das megalomane Ideal der unendlichen Veränderbarkeit der menschlichen Natur. Nicht mehr eine jenseitige Unsterblichkeitsphantasie ist das dann, sondern ein Heilsversprechen im Diesseits. Das hat Folgen, denn das »Verfolgen megalomaner Ideale, (die menschliche Natur zu verändern!) konsumiert Tote in großer Zahl« (ebd.). Wenn nichts einem von der Wahrheit entkoppelten Denken mehr Einhalt gebietet, bleibt nur abzuwarten, bis irgendwann die unausweichlich einsetzende Desillusionierung dessen Heilsversprechen ausbremsen wird. Was Green hier noch als spekulative Vermutung äußert, realisiert sich derzeit auf dem Feld des Glaubens an die unendliche Veränderbarkeit des Geschlechts; hier kann man nur warten, bis unter dem Druck juristischer Klageerhebung der heillos Desillusionierten, die selbst bestimmte, sozial legitimierte, wissenschaftlich untermauerte »Geschlechtsumwandlung« sich als das erweist, was sie ist: Genitalverstümmelung plus Genitalplastik plus lebenslan-

ge Medikation. Als ob das sogenannte Wunschgeschlecht die große seelische Not, die sich meist in der Geschlechtsdysphorie verbirgt, immer und ganz heilen könnte. Diese Not ist nicht leicht und nicht schnell psychotherapeutisch angebar, so dass die neuen Technologien und chemischen Mittel dann zu solch rigorosen Verfahren verführen, die immer schneller, immer unbedachter angewendet und immer gesellschaftsfähiger werden. Und das in einer Gesellschaft, die die rituelle Beschneidung als Genitalverstümmelung laut verurteilt. Während die traumatischen Folgen der Beschneidung deutlich herausgestellt werden, scheinen sie im Fall der sogenannten Geschlechtsangleichung vernachlässigbar. Der schrille Ton der bunten Debatte verbirgt nur immer mehr das Leiden.

Von einem »technologischen Schwindelgefühl« spricht *Paola Marion* dann auch ganz im Sinne Greens, in ihrem eben erschienenen, hier rezensierten Buch *Sexuality and Procreation in the Age of Biotechnology. Desire and its discontents*, dem standzuhalten sei, wenn wir zu denken versuchen, was die Zäsur einer Trennung von Sexualität und Fortpflanzung bedeutet, die nicht mehr die einst erkämpfte Autonomie einer von der Fortpflanzung befreiten Sexualität meint, sondern die Tatsache betrifft, dass die Fortpflanzung aus der Sexualität herausgelöst und in fremde, wissenschaftliche Hand genommen wird. Damit geht das Fremde ganz konkret ein in die eigenen fremdgezeugten Kinder und prägt die Beziehung der Eltern zu diesen mit Geheimnis und Befremden. Nicht zuletzt gehe es um das »Unbehagen mit der Lust«, wie *Martina Feurer* in ihrer Rezension betont. So der Titel der italienischen Erstfassung des Buches, der in der englischen Ausgabe zum Untertitel geriet.

Die Kehrseite der Idealisierung einer die Unsterblichkeitsphantasie bedienenden Wissenschaft und Theorie ist deren Entwertung mit der Folge ihrer Austreibung aus der Praxis, auch aus der der Psychoanalyse. Eine Gefahr liegt bei den Psychoanalytikern selbst: »Bions radikal verstandenes Motto ›ohne Erinnerung, Begehren oder Wissen‹ hat möglicherweise Illusionen von a-theoretischer Authentizität und Unmittelbarkeit (was in sich bereits eine Theorie ist) genährt. Doch die Unmittelbarkeit und Direktheit unverstellten Erlebens ist ein Phantasma, denn wir hören und sehen nichts, was nicht schon irgendwie ›theoretisch‹ erwartet würde: Unsere Präkonzepte helfen uns, mit dem Unbekannten umzugehen«, so *Adela Abella (Genf)* in ihrem Artikel *Der Analytiker und sein Verhältnis zur Theorie* (S. 123 in diesem Heft). Sie erkennt ein spürbares Misstrauen der Psychoanalytiker gegenüber dem Begriff »Theorie«. Und erinnert an Freud, für den jeder Patient, ja jede einzelne Sitzung einen Fundus unendlicher Forschungsmöglichkeiten barg, weshalb für ihn nur ein der Therapie entspringendes Erkennen und Forschen die psychoanalytische Kur auf die Wahrheit hin ausrichten könnte. Theorien sind Perspektiven der Wahrheit, sollen wechseln, wenn sie nicht mehr mit den Erkenntnissen aus der Praxis über-

einstimmen. Abella zeigt an Beispielen, wie Theorien als implizite vorbewusste Schemata unser Hören und Deuten prägen und wie leicht eine Theorie als Agieren eines unbewussten Konflikts Wirkungen zeitigt. Ein Teil der psychoanalytischen Arbeit besteht gerade darin, diesen impliziten Theorien auf die Spur zu kommen, unser praktisches Werkzeug stets neu mit Hilfe eben von Theorien, die ja den Andern ins Spiel bringen, zu justieren. Diese Arbeit an der unüberwindlichen Kluft von Praxis und Theorie ist der Garant für die Ausrichtung der Kur auf die Wahrheit. Sprengt man diese Junktum von Forschen und Heilen, so muss man folgern, reduziert sich die Psychoanalyse auf ein therapeutisches Verfahren unter anderen, das zwangsläufig endloser Regelungen und Absicherungen bedarf, um Qualität und Richtigkeit von Anwendung und Kosten zu garantieren.

Freuds Junktum von Forschen und Heilen versprach allerdings kein Heil, nur die Umwandlung von neurotischem Elend in das allgemeine Unglück der *Conditio humana*. *Julia Kristeva (Paris)* spezifiziert diese als Bedingtheit, die – wie das Judentum – zwischen Vertreibung und Exil nur eine vorübergehende Ankunft kennt. Kein Heil, keine Unsterblichkeit ist verheißen, nur das menschliche Leben in und mit der Fremde, das nicht gegeben wird, sondern auch noch erkämpft werden muss. Denn Freud habe das jüdische Verständnis der menschlichen Grundsituation als eine der Entwurzelung auf die Psychoanalyse übertragen. Die nie endende Bewegung von Aufbruch, Exil und Rückkehr, die selbst bereits wieder ein Aufbruch ist, sieht sie in der analytischen Situation verwirklicht. Dieser *Psychoanalytische Ort* – so ihr Titel – ermögliche die Aktualisierung des Entwurzelt-Seins und dessen Aneignung in angemessener Zeit, was »Aneignung des Lebens bis in den Tod« sei. Darin erkennt sie beispielhaft den, von Freud so genannten, notwendig zu führenden »Lebenskampf« der Menschenart – will sich diese nicht »kollektiv dem Tod hingeben« (Green). Ihr Beitrag für den CPLF konnte, Corona-bedingt, nur in dieser hier verwendeten verkürzten Form per Videoschaltung nach Jerusalem übertragen werden, dem Ort des Kongresses, dem *Ort der Psychoanalyse*.

In ihrem Beitrag zu *Psychosexualität und Denken* erkennt *Dietmut Nie-decken (Hamburg)* in dem Vorwurf der Pansexualität, der Freud oft gemacht wird, eine eigenartige Verständnisblockade am Werk: Selbst in der Psychoanalyse werde Sexualität heute als Sonderthema betrachtet, beschränkt auf ihre manifesten Aspekte, die sich in spezifischen Problemen äußern. Freuds Verdienst sei jedoch die Erkenntnis der grundlegenden Bedeutung, die das Sexuelle für das Seelenleben insgesamt hat, weshalb er von Psychosexualität spricht. Was bedeutet, dass das infantile Sexuelle, jener unbewusste – verdrängte oder nicht übersetzbare – infantile Anteil, über die Kindheit hinaus in uns aktiv bleibt. Grund für die genannte Denkblockade sei eben, dass nicht nur die erwachsene Sexualität, sondern auch das Denken selbst von der Psychosexual-

lität durchquert werde und man nicht mehr vom sicheren »dritten Ort« aus, die Welt beobachten und bedenken könne. Das »Ich denke« muss sich der desintegrierenden Tendenz des sexuellen Unbewussten – ob dieses nun implantierte oder verdrängte infantile Sexualität heißt – aussetzen. Dieses unterläuft die sichere dritte Position des Denkenden und stellt dessen geborgte Stabilität in Frage. Die »Psychosexualität« denken heißt dann, am eigenen Ast des Denkens in der Dritten Position sägen. Heißt anerkennen, dass unsere »Objektivität« fiktionalen Charakters ist. Die Autorin schließt ihren mit klinischen Vignetten durchwirkten höchst interessanten Denkweg mit der Überlegung, dass überall dort, wo es ein erlebendes und denkendes Ich gibt, jenes unbewusste infantile Sexuelle – die sexuelle Identität – mit im Spiel ist. Weshalb eben diese Theorie der Psychosexualität selbst für ihre »Undenkbarkeit« verantwortlich sein könnte.

Ein weiteres Mal geht es um Möglichkeit und Erhalt des Denkens unter erschwerten Bedingungen. Nicht der emotionale Sturm der Sitzung, noch die theoretische Verblendung des Analytikers, weder die sexuelle Unterwanderung des Denkens noch das technologisch bedingte Schwindelgefühl, sondern der Krieg bringt diesmal das Denken »under fire«. Die mit dem Forschungspreis der DPV prämierten Autoren *Jakob Müller* und *Cécile Loetz (Heidelberg)* subsumieren ihre *Bemerkungen zur Psychoanalyse von Krieg und Gewalt* in der Notwendigkeit: *Der Realität ins Auge zu sehen, ohne sich das Denken nehmen zu lassen* (S. 203 in diesem Heft). Nicht Natur noch Trieb noch unsere Instinkte machen den Menschen fähig zu einer vernichtenden, alles Bestialische übersteigenden menschlichen Gewalt, sondern seine Fähigkeit zu denken und jeden Möglichkeitsraum zu eröffnen. *Unsere Denkfähigkeit ist unser Fluch, zugleich aber auch* – als Basis eines vernünftigen Handelns – *der größte Schatz unseres Menschseins*. Den es angemessen zu verteidigen gilt. Nicht nur gegen äußere Gewalt, sondern auch und vor allem gegen die Logik der Angst – die, einmal durch Gewalt in Gang gesetzt, dazu führt, dass das Denken durch Angst zerstört wird. Die Politik der Angst mache letztlich die ganze Gesellschaft, alle Beteiligten zu Mittätern, wenn sie nur zusehen und nicht eingreifen, aus Angst, noch Schlimmeres auszulösen und durch ihr Handeln selbst schuldig zu werden. Sie schließen ganz im Greenschen Sinn: »Weder die Natur noch ein Gott können mäßigend eingreifen in das, was Menschen zu tun imstande sind. Nur die Menschen selbst können sich Regeln geben, versuchen, ihre Konflikte in Bahnen zu lenken, die ein Zusammenleben überhaupt möglich machen.« (S. 207 in diesem Heft)

Dann gibt es noch zwei Arbeiten, in denen die Verschränkung von Theorie und Praxis in der Psychoanalyse beispielhaft dargestellt wird. Eine aus London, *Struktur und Funktion von Partialobjekten* (*Richard Rusbridger*) und eine aus Paris, *Gisela Pankow (1914–1998)* von *Philippe Valon*.

Rusbridger zeigt, wie sich Partialobjektbeziehungen schon früh entwickeln, um mit psychischem Schmerz zurechtzukommen, besonders mit dem Schmerz der Ausgrenzung und des Gefühls, klein zu sein – und wie diese Funktionsweise bis ins Erwachsenenleben beibehalten wird. Ausgehend von drei Erstinterviewsituationen entwickelt er sein von Melanie Klein beeinflusstes Denken und lässt den Leser teilhaben an sehr berührenden Szenen klinischer Arbeit. Sein Anliegen ist es, damit zu zeigen, wie diese Beziehungen zu Teilen des Objekts (Brust, Augen, Haut, Hand, usw.) nur psychisch strukturierend wirken, wenn sie eingebunden in die Konfrontation mit der Urszene gesehen werden, aus der das Kind ausgeschlossen ist und in die es mittels seiner spezifischen Partialobjekte einzudringen versucht. Der Analytiker wird dann als aufnehmendes denkendes Objekt gebraucht, damit diese Szenen nicht nur schiere Wiederholung bleiben, sondern ihr Potenzial zur Symbolisierung entfalten und ihren verdichteten Beitrag zur Geschichte des Patienten leisten können.

Valon erinnert uns an eine fast vergessene DPV-Analytikerin, die in Paris gelebt und gearbeitet hat und die ihren eigenwilligen Weg gegangen ist, um gegen die pessimistische Einschätzung von der psychoanalytischen Unbehandelbarkeit der Psychosen anzugehen und dafür ihre eigene Theorie und Technik entwickelt hat. Die Verwendung eines Mediums (Plastilin oder Farbe) und die Einbeziehung der Eltern/Familie des Kranken gehören dazu. Grundannahme ist, dass der psychotisch Kranke nicht in seinem Körper anwesend sei, dass er z. B. Teile des Körpers seiner Mutter lebe. Deshalb braucht es die »Elternarbeit«, damit diese ihre Beziehung mit den eigenen Eltern klären und ihre Projektionen oder Introjektionen vom kranken Kind zurücknehmen können. Das Modellieren oder Malen in der Sitzung bringt nicht so sehr eine symbolische Darstellung zur Wirkung, als dass vielmehr in einer Art Übertragung die Bewegungen, die dabei entstehen, in Bezug zum eigenen Körper oder zum Analytiker-Objekt erkennbar und benennbar werden, womit erste Fantasien ins Spiel kommen. Der Autor hat bei Gisela Pankow gelernt und nutzt inzwischen das psychoanalytische Psychodrama als Medium.

Mark Fellmann setzt sich in seiner Rezension nachdenklich kritisch mit dem Buch von *Annemarie Andina-Kernen: Psychisches Wachsen. Symbolisierung, Metapher und künstlerisches Schaffen aus psychoanalytischer Sicht* auseinander und empfiehlt entschieden die Lektüre, da zentrale psychoanalytische Themen in großen Linien nachgezeichnet würden und die Autorin darlege, wie im analytischen Alltag selbst künstlerisch gearbeitet werden könne. Folge man ihren Anregungen, so stelle eigentlich jede Analyse ein kleines (oder großes) Kunstwerk dar.

Eine Rezension des Buches von Jean Laplanche (2021): *Ein biologistischer Irrweg in Freuds Sexualtheorie*, das seine Vorlesungsreihen 1970–1992 versammelt, die alte Irrtümer beseitigen und zu einer Neubegründung der Psychoana-

lyse führen sollten, beendet das Heft mit der kritischen Frage der Rezensentin: Haben wir nicht mittlerweile gelernt, dass jede Neubegründung ihre eigenen Irrtümer und Irrwege produziert?

Freiburg, im Juli 2022

Erika Kittler

Literatur

Green, A. 1982: Postface. Le moi, mortel-immortel. In: *Narcissisme de vie, Narcissisme de mort*. Paris: Les Editions de Minuit, 1983, 255–280. (Dtsch.: Das sterblich-unsterbliche Ich. In: *Die tote Mutter*. Gießen: Psychosozial, 2004, 267–293)